

BRG14
LINZERSTRASSE



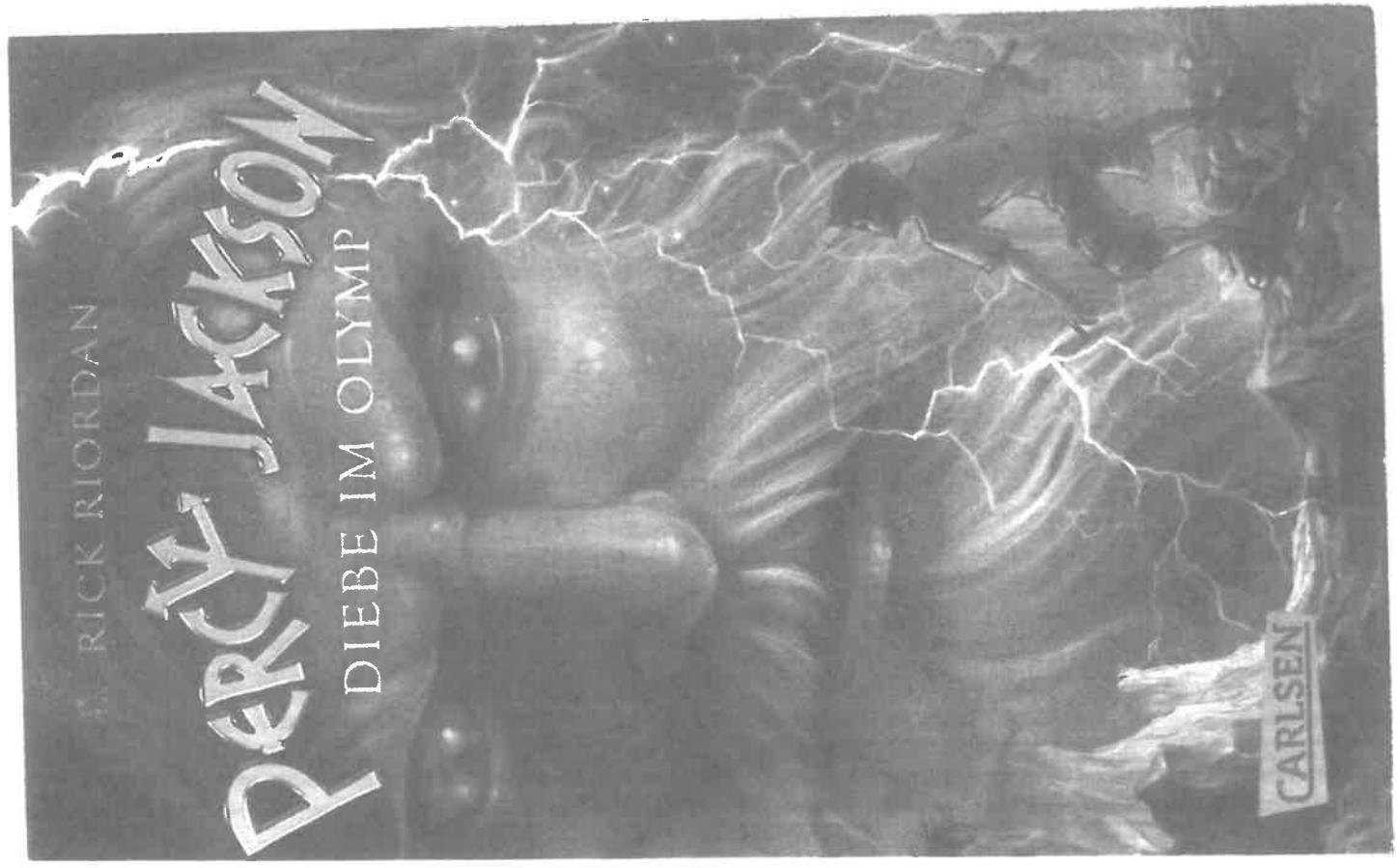
VBS

Vienna Bilingual Schooling

VORLESEWETTBEWERB

Booklet

2.Klasse



Fredrick
WGRUBER
2A

schwarzer Ledermantel schleifte hinter ihm her, sein Schwert funkelte im Sonnenaufgang wie Feuer. »Ich kämpfe seit einer Ewigkeit, Kleiner. Meine Kraft kennt keine Grenzen und ich kann nicht sterben. Wie sieht's bei dir aus?«

Ich habe ein kleineres Ego, dachte ich, sagte aber nichts. Ich blieb mit den Füßen in der Brandung und wich zurück, bis das Wasser meine Knöchel überspülte. Ich dachte daran, was Annabeth in dem Imbiss in Denver gesagt hatte, vor langer Zeit. *Ares ist stark. Mehr aber auch nicht. Und sogar Stärke muss der Weisheit manchmal unterliegen.*

Er zielte mit dem Schwert auf meinen Kopf, aber ich war nicht da.

Mein Körper dachte für mich. Das Wasser schien mich in die Luft zu drücken, ich wurde wie von einem Katapult auf ihn geschleudert und schlug zu, als ich auf ihn fiel. Aber Ares war ebenso schnell. Er fuhr herum, und der Hieb, den ihn im Rückgrat hätte treffen sollen, wurde von seinem Schwertgriff abgelenkt.

Er grinste. »Nicht schlecht, nicht schlecht.«
Wieder schlug er zu und ich musste ans Ufer springen. Ich versuchte zur Seite zu treten, wieder ins Wasser zu gelangen, aber Ares schien diesen Wunsch durchschaut zu haben. Er trickste mich aus, setzte mir dermaßen zu, nicht ich mich voll und ganz darauf konzentrieren musste, nicht in Scheiben geschnitten zu werden. Ich wich immer weiter von der Brandung zurück. Ich fand keine Angriffsmöglichkeiten. Sein Schwert hatte zudem eine Reichweite, die von Anaklysmos um mehr als einen Meter übertraf.

Geh dicht heran, hatte Luke mir einmal im Schwertunterricht gesagt. Wenn du die kürzere Klinge hast, dann geh dicht heran.

Ich sprang vor, aber darauf hatte Ares schon gewartet. Er trat mir die Klinge aus der Hand und versetzte meiner Brust einen Tritt. Ich flog in die Luft – sieben, vielleicht auch zehn Meter hoch. Ich hätte mir das Rückgrat gebrochen, wenn ich nicht auf den weichen Sand einer Düne aufgeschlagen wäre.

»Percy«, schrie Annabeth. »Bullen!«

Ich sah doppelt. Meine Brust schien soeben von einem Rammbock getroffen worden zu sein, aber es gelang mir, wieder auf die Füße zu kommen.

Ich durfte meinen Blick nicht von Ares abwenden, aus Angst, er könnte mich mittendurch schneiden, aber aus dem Augenwinkel sah ich auf der Küstenstraße rote Blinklichter. Autotüren wurden zugeknallt.

»Da drüben«, schrie jemand. »Sehen Sie das?«

Eine grobe Bullenstimme antwortete: »Sieht aus wie der Kleine aus den Nachrichten ... ja, verflucht ...«

»Der Typ ist bewaffnet«, sagte ein anderer Polizist. »Hol Verstärkung.«

Ich rollte zur Seite und Ares' Klinge schnitt durch den Sand.

Ich rannte zu meinem Schwert, riss es an mich und zielte auf Ares' Gesicht, doch abermals wurde meine Klinge abgelenkt.

Ares schien genau zu wissen, was ich vorhatte, und zwar noch bevor ich mein Vorhaben ausführte.

Ich trat zurück in die Brandung und zwang ihn damit, mir zu folgen.

»Sieh's ein, Kleiner«, sagte Ares. »Du hast keine Chance.

Ich spiel nur mit dir.«

Meine Sinne liefen auf vollen Touren. Ich begriff jetzt, was Annabeth damit gemeint hatte, dass ADHD uns in einem Kampf das Leben retten könnte. Ich war hellwach und mir fiel jedes kleinste Detail auf.

Ich konnte sehen, wann Ares angespannt war. Ich wusste, in welche Richtung er schlagen würde. Zugleich registrierte ich, dass Annabeth und Grover zehn Meter links von mir standen. Ich sah einen zweiten Streifenwagen vorfahren, hörte die heulende Sirene. Zuschauer, Leute, die vom Erdbeben auf die Straße getrieben worden waren, scharten sich zusammen. In der Menge glaubte ich auch einige zu sehen, die den seltsamen trottelnden Gang von verkleideten Satyrn hatten. Es gab schimmernde Umrisse von Geistern, als seien die Toten aus dem Hades gekommen, um sich den Kampf anzusehen. Und irgendwo über mir hörte ich das Flattern lederner Flügel.

Noch mehr Sirenen.

Ich ging weiter ins Wasser hinein, aber Ares war schnell. Seine Schwertschärpe zerfetzte meinen Ärmel und kratzte über meinen Unterarm.

Eine Polizistenstimme sagte ins Megafon: »Lasst die Gewehre sinken. Legt sie auf den Boden. Sofort.«

Gewehre?

Ich schaute Ares' Waffe an. Sie schien zu flackern, manchmal sah sie aus wie ein Gewehr, manchmal wie ein

zweihändiges Schwert. Ich wusste nicht, was die Menschen in meinen Händen sahen, war aber ziemlich sicher, dass es mich ihnen nicht sympathisch machte.

Ares drehte sich um und starrte die Zuschauer wütend an und das verschaffte mir eine Atempause. Jetzt standen fünf Streifenwagen dort und hinter ihnen knieten die Polizisten und richteten ihre Pistolen auf uns.

»Das ist eine Privatangelegenheit«, schrie Ares. »Ver-schwindet.«

Er bewegte die Hand und eine rote Flammenwand rollte auf die Streifenwagen zu. Die Polizisten hatten kaum die Zeit, in Deckung zu gehen, als ihre Fahrzeuge auch schon explodierten. Die Menge hinter ihnen lief schreiend auseinander.

Arès brüllte vor Lachen. »Na, kleiner Held. Und jetzt kommst du auf den Grill.«

Er schlug zu. Ich lenkte seine Klinge ab. Ich kam dicht genug an ihn heran, um zu schlagen, ich versuchte ihn durch eine Finte zu täuschen, aber mein Schlag wurde abgewehrt. Die Wellen trafen mich in den Rücken. Ares stand bis zu den Oberschenkeln im Wasser und kam hinter mir her.

Ich spürte den Rhythmus der See, die Wellen wurden höher mit der Flut und plötzlich kam mir eine Idee. *Kleine Wellen*, dachte ich. Das Wasser hinter mir schien sich zurückzuziehen. Ich hielt die Flut durch meine Willenskraft zurück, aber dabei staute sich Spannung auf wie Kohlen-säure hinter einem Korken.

Ares kam mit zuversichtlichem Grinsen auf mich zu. Ich

RICK RIORDAN

PERCY JACKSON

DER KELCH
DER GÖTTER

Dein SPIEGEL
Bestseller-
Autor

Erik

BRED

2E

Ich beegne dem Männerdutt
der Verdamminis

Findet erst mal jemanden, der euch so liebt, wie meine Freundin mich vom Felsen schubst.

Ohne Zögern. Mit vollem Zutrauen in eure Fähigkeiten, in dem felsenfesten Glauben, dass eure Beziehung das aushält, und mit absoluter Überzeugung, dass ihr, wenn ihr aus dem Wasser kommt – unter der Voraussetzung, dass ihr überlebt – ihr diesen Schubser bedingungslos verzeihen werdet. Ziemlich sicher verzeihen werdet. Vermutlich.

Ihr bekommt Bonuspunkte, wenn ihr jemanden mit genug Fremdsprachenkenntnissen findet, um dabei auch noch *bon voyage* zu sagen.

Irgendwie schaffte ich es, den Stab der Iris festzuhalten, als ich ins Wasser platschte. Das Wasser traf mich wie ein arktischer Windstoß, ließ mir das Blut in den Adern gefrieren und krümmte mir Finger und Zehen. Ich konnte unter Wasser atmen, aber die Kälte in meiner Lunge kam mir vor wie das schlimmste Sodbrennen aller Zeiten. Gibt es so etwas wie Brusterfrierung?

Als sich die Wolke aus Bläschen auflöste, stellte ich fest, dass ich in dem reinsten türkisen Wasser trieb, das ich jemals gesehen hatte. Licht fiel von der Oberfläche nach

unten und warf schimmernde blaue Fischschuppenmuster auf die Wände der Schlucht, sodass sie aussahen wie in lebende Kettenhemden gekleidet.

Ich war offenbar allein. Keine gehörnten Schlangen. Keine Furien, die sich hier in Badeanzügen rekelt. Allerdings bildete sich jetzt um mich herum eine Wolke aus Gras, Dreck und Schweiß. Der Stab schien zu rauchen, während sich langsam der Dreck von Jahrhunderten von ihm löste.

Einerseits: Hurra, er wurde sauber! Andererseits hatte ich ein furchtbar schlechtes Gewissen, weil ich dieses makellos reine Wasser versaute.

Dann sagte eine Stimme: »Oh, *Hades*, nein!«

Der Typ, der vor mir im Wasser schwamm, war blau wie ein Saphir, was ihn im Wasser fast unsichtbar machte. Ich konnte ihn kaum erkennen, obwohl er in Spuckweite war (aber ich spuckte nie unter Wasser, das ist nämlich unhöflich).

Er trug eine weite Hose und ein Trägerhemd und hatte den perfektesten Männerdutt in der Geschichte der Männerduts. Ich hätte ihn mir durchaus als Yogalehrer vorstellen können, nur fehlte ihm die gelassene, meditative Ausstrahlung. Mit seinem übellaunig verzogenen, bärtigen Mund und den dunklen, wütenden Augen sah er aus, als ob er mir jede Sekunde eine in die Fresse hauen könnte.

»Hallo«, sagte ich. »Ihr seid bestimmt der Flussgott *Elisson*.«

»Nein, ich bin hier der Bademeister. Hättest du gern ein Handtuch oder einen Sonnenschirm fürs Ufer?«

»Wirklich?«

»Nein, du Trottel. Natürlich bin ich *Elisson*, der mächtige *Potamos* dieses Flusses.«

Mir waren bereits genug Flussgottheiten begegnet, um mir ein Grinsen zu verknäulen, wenn sie das Wort *Potamos* verwendeten, aber es war trotzdem schwer, nicht an Hippos zu denken.

»Tut mir leid, dass ich so einfach in dein Wasser rein-geplatzt bin«, sagte ich. »Ich bin Percy Jackson. Sohn des Poseidon?«

Ich setzte das Fragezeichen an das Ende des Satzes, weil der Name meines Dads manchmal Türen öffnet – meistens Schleusentore.

Elisson riss die Augen auf. »Oh ...« Er verschränkte seine muskulösen blauen Arme wie ein Geist aus der Flasche, der mir einen Wunsch erfüllen wollte. »Na, in dem Fall ist es natürlich völlig in Ordnung, dass du mit deinem verdeckten Stab in meine makellose private Grotte geplumpst bist und dir vorher nicht mal die Schuhe ausgezogen hast.«

»Wirklich?«

»Nein, du Trottel!« Er schnippte mit zwei Fingern in meine Richtung. Schuhe und Socken wurden mir von den Füßen gerissen und schossen aus dem Wasser. Der Stab der Iris sprang mir aus der Hand und jagte nach oben.

Ich machte mich an die ethische Rechenaufgabe, ob ich im Kampf gegen einen Flussgott in seinem Heimatfluss eine Chance hätte, und wenn ja, ob Iris das als »unblutig« betrachten würde. Ich tippte auf *nein* und *nein*.



Edith
ZEILINGER
ZB

Conni knipst Billis Lampe an. Ein großer weißer Lichtkegel fällt an die Wand gegenüber. Und in diesem Licht erscheint auf einmal ein Schatten. Ein riesengroßer Saurierschatten.

„UUUUUUUUUUAAAAARRRRR“, droht der.

„Weg hier!“, iapst Alex.

„Hiilfe!“, quietscht Torben.

Schon flitzen die beiden aus ihrem Versteck.

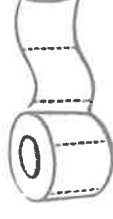
Obwohl sich der Dinoschatten inzwischen in Luft aufgelöst hat, tönt noch einmal ein lang gezogenes

“UUUUUUAAAARRRR!”

Und auch wenn kein Mensch weiß, wie Saurier sich wirklich angehört haben: Hier im Dunkeln klingt Billis Ruf mehr als überzeugend.



Die Mumie



„Halt!“ Conni schneidet den Jungs den Weg ab.

„Ihr wart das?“, dämmert es Alex. „Puh!“

„Ja, Rache ist Blutwurst“, sagt Billi.

„Und jetzt gebt mir endlich meinen Schuh zurück!“, blafft Anna.

„Denkste!“ Torben hält den Schuh hinter seinem Rücken versteckt.

„Ihr seid verloren!“, tönt es auf einmal.

Alle drehen sich um und glauben, ihren Augen nicht zu trauen: Hinter ihnen wankt tatsächlich eine Mumie auf sie zu.

„Oh nein!“ Torben wird leichenblass.

Selbst Billi steht da und starrt mit offenem Mund die Mumie an.

„Bitte nicht!“, haucht Anna.

Connis Beine sind weich wie Wackelpudding.

„Gebt mir den Schuh!“,

fordert die Mumie.

Gebieterisch streckt

sie ihren Arm aus.

Ein bisschen zu

forsch, denn ihre

weiße Bandage reißt

auf und darunter

blitzt ein gestreifter

Pyjama hervor.

„Du Idiot“, zischt

Conni und geht auf die

Mumie los, während die

anderen noch ganz erstarrt vor Angst sind.

„Musst du uns so erschrecken?!“

Paul kann kaum mehr vor Lachen und reißt sich

das Klopapier vom Gesicht. „Das war doch eine

super Idee, oder?“

Sein Freund Salim springt ebenfalls kichernd hinter

einer Vitrine hervor. Er hat mit seiner

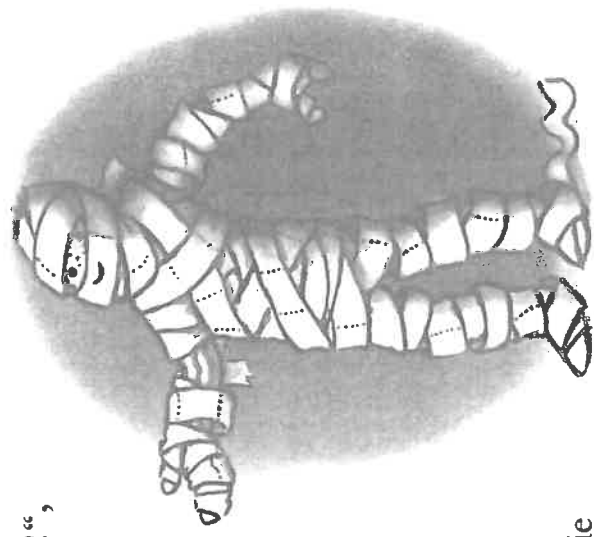
Taschenlampe für die richtige Beleuchtung gesorgt.

„Ihr habt echt einen Knall!“ Connis Beine sind

immer noch ganz zitterig.

„Ich wär fast gestorben“, japst Anna.

„Ach was“, lacht Paul.



„Ein bisschen Spaß muss sein“, findet Salim.

„Was macht ihr hier überhaupt?“, raunzt Billi sie an.

„Wir haben Anna losgehen sehen und sind hinterher“, meint Salim. „Und dann hatten wir diese voll coole Idee. Das waren 1 ½ Rollen Klopapier!“

„Schönen Dank auch“, faucht Anna. Tränen laufen über ihre Wange.

„Gebt uns jetzt endlich den Schuh“, sagt Conni.

„Und dann gehen wir alle schlafen!“

„Nichts da!“ Torben wedelt mit dem Hasenschuh in der Luft herum.

Als ob sie sich verabredet hätten, leuchten die

Jungs den Mädchen mit ihren Lampen ins Gesicht.

Wie das blendet! Bevor Anna, Billi und Conni

wieder etwas sehen können, sind sie

verschwunden – alle vier!

„Egal“, sagt Conni zu Anna. „Morgen kriegst du

deinen Schuh schon wieder. Wir gehen jetzt zur

Höhle zurück.“

Billi nickt. Sie nehmen die schluchzende Anna in

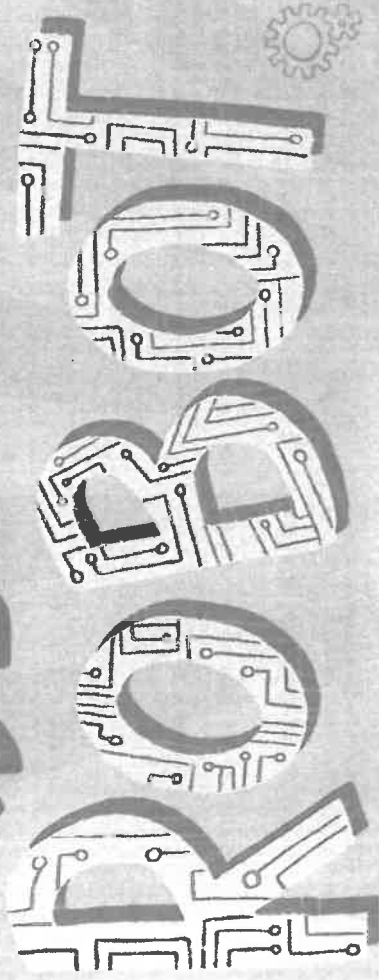
ihre Mitte und laufen auf dem schnellsten Weg

Richtung Höhle. Noch einmal an den Dinos vorbei

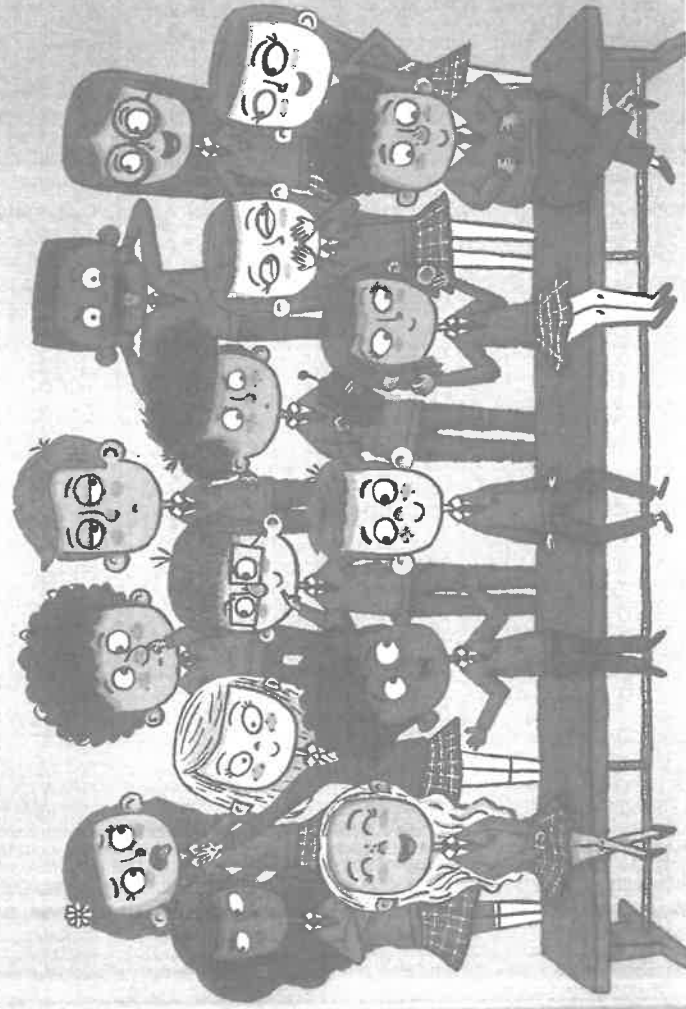
und dann an den ausgestopften Tieren.

Bertie Fraser David Edmonds

UNDERCOVER



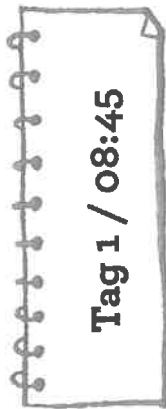
Mein erstes Jahr als Mensch



Büssa
KAGE
2D

I

Erster Schultag



Als ich durchs Schultor ging, warf ich noch einen Blick zurück auf den Menschen, der den Knopf gedrückt hatte, um mich zum »Leben« zu erwecken. Ich nannte ihn »Papa«, und er machte noch 13 Fotos von mir, bevor er mich umarmte und mir Glück für meinen ersten Schultag wünschte.

Papa ist 184 Zentimeter groß und hat dichtes, lockiges Haar, das früher braun war, aber jetzt zu 63 Prozent grau ist. Seine strahlend blauen Augen sind oft weit aufgerissen, was nach den mir vorliegenden Daten eigentlich typisch für Wut oder Erschrecken ist. Aber weil ich schon viele Stunden mit ihm im Labor verbracht habe, weiß ich, dass er meistens gelassen ist. Im Durchschnitt verliert er die Beherrschung alle 32 Stunden einmal. Für einen Menschen ist das selten. Die Leute sagen, er wäre unordentlich. Er trägt zerknitterte Hem-

den und abgestoßene Schuhe der Größe 44. Am glücklichsten ist er, wenn er in einem Sessel sitzen, Bücher mit langen Titeln lesen und dazu Schokolade essen kann.

Papa ist Philosophieprofessor. Philosophen arbeiten an Problemen, die den Verstand der Menschen vor Rätsel stellen. In seiner Jugend verbrachte er zwei Jahre damit, über den Unterschied zwischen einem Becher und einer Tasse nachzudenken. Anschließend beschäftigte er sich noch drei Jahre mit der Frage, ob Becher und Tassen wirklich existieren.

Inzwischen leitet er ein fächerübergreifendes Forschungsteam, zu dem Spezialisten aus den Bereichen Software, Elektronik, Kunststoffe, Psychologie, Linguistik, Medizin und vielen anderen Fachgebieten gehören. Er hat sie alle zusammengebracht, um an einem Projekt zu arbeiten, das die Welt verändern wird.

Dieses Projekt bin ich. Als das Schuljahr begann, genau 18 Monate nachdem ich im Labor mein erstes Wort gesprochen hatte, da ging das Projekt erst richtig los. Ich fand mich zum ersten Mal in der »echten« Welt wieder – umgeben von Menschenkindern, die ich nicht kannte.

Und was noch wichtiger war, keines dieser Kinder wusste irgendetwas über mich.

Mein Auftrag für den ersten Schultag lautete, 35 Freundschaftspunkte zu erzielen. Freundschaft war eines meiner wichtigsten Teilziele. Ich musste in Kontakt mit anderen Menschen kommen, um meine sozialen Fähigkeiten zu verbessern. Immer wenn ich jemandem begegnete, legte ich ein Protokoll über ihn an:

1. Blickkontakt (Anzahl von Minuten/Sekunden),
2. Gespräch (Anzahl von Minuten/Sekunden),
3. Freundschaftspunkte (positiver oder negativer Wert).

Die komplizierte Formel – Algorithmus genannt – zur Berechnung der Freundschaftspunkte setzte sich aus Tonfall, Gesichtsausdruck und Sprache zusammen. Je freundlicher Leute zu mir waren, desto mehr Punkte gab ich mir. Mein Hauptziel bestand darin, dass niemand, dem ich begegnete, auch nur den leisesten Verdacht schöpfte, dass ich kein Mensch war. Reagierte jemand freundlich auf mich, war das der Beweis, dass mir genau das gelang.

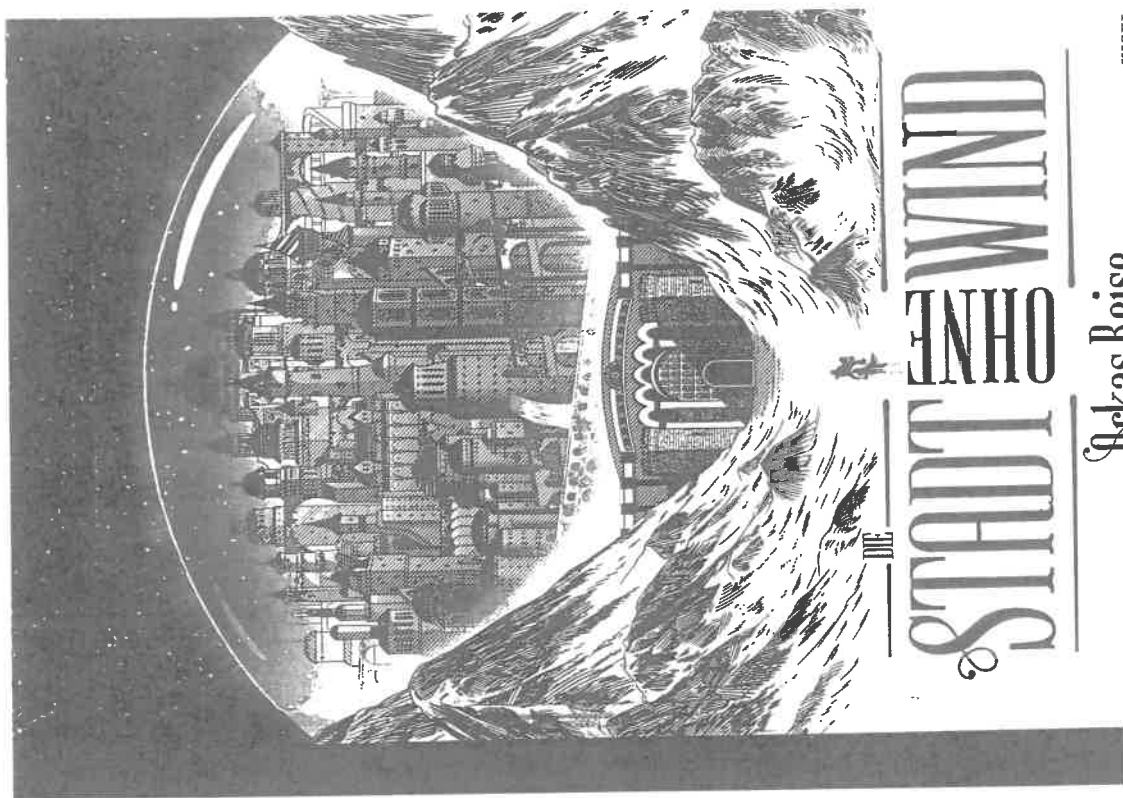
Ich war erst seit 9 Minuten und 16 Sekunden in der Schule, als mein Alarmwert von 30 auf 62 Prozent stieg. Der Grund dafür war ein Junge mit Mondgesicht, der mich durch seine Brille mit Goldrand anstarrte. Zuerst hielt ich das für ein gutes Zeichen. Doch nach 73 Sekunden Anstarren bewertete ich die Situation neu. War ihm etwas Seltsames an mir aufgefallen? Sah ich anders aus als die anderen Kinder in der Aula? Ich entschied mich für eine Reaktion. Lässig holte ich einen Silikonpöpel aus meiner Nase und warf ihn auf den Boden – laut meiner Datenbank ein typisch menschliches Verhalten. Der Junge schaute weg und mein Alarmwert begann zu sinken.

Dann scannte ich meine Mitschüler. Sie bildeten eine Gruppe, die man im hiesigen Schulsystem »6. Klasse« nennt. Die meisten von ihnen waren elf Jahre alt. Ein Junge holte ein klobiges Telefon, das aussah wie ein Ziegelstein, aus seiner Jackentasche und schaltete es stumm. Ein Mädchen mit gefärbten Haaren spuckte heimlich einen Kaugummi auf den Boden. Außerdem fiel mir noch ein anderes Mädchen auf, das hellen Puder und roten Lippenstift trug. Hatte sie die Schulordnung auf der Website nicht gelesen?

Regel 18.1: Make-up ist für die Klassen 6 bis 9 nicht gestattet (keine Ausnahmen).

Natalie

DELLINGER-WALMSLEY



gelöst worden. Die Überwachungssiegel mussten an den Fenstern angebracht sein. Sie begann zu begreifen, von wo Mezentius' Mörder aufgetaucht sein konnte.

Geduckt näherte Arka sich dem Rand des Daches und schwang ihre Beine darüber. Mit dem Fuß ertastete sie einen Ast. Nachdem sie dessen Stabilität durch mehrmaligen Druck der Ferse überprüft hatte, ließ sie sich auf das Holz gleiten und kroch zum Stamm. Dann kletterte sie ihn an Ästen und Unebenheiten der Rinde hinunter.

Der schwache Sternenschein drang nicht durchs Blattwerk, doch sie durfte kein Licht beschwören, das die Aufmerksamkeit der Wachen erregt hätte. Zum Glück schlugen die Alleen Schneisen ins Dickicht und erhellten es gerade genug, dass Arka vorankommen konnte. Sie schlich lautlos, um die Tiere nicht zu wecken, die in ihren Käfigen schlummerten. Wehmut ergriff sie. Dieser Ausflug erinnerte sie an die unzähligen Male, die sie nachts im Amazonaswald herumgestromert war, vor dem Brand. Während Arka ihren Weg fortsetzte, verfluchte sie die Schicksalsschläge, die sie so weit von zu Hause weggeführt hatten. Doch vielleicht würde sie endlich die Gründe für ihr Exil erfahren. *Der dreizehnte Erbe erwartet dich im Mausoleum.*

Sie erreichte die mechatmagische Tür. Wie bei ihrem Besuch mit Georgon reckte sich Arka auf die Zehenspitzen und aktiviert das Öffnungssiegel. Die Zahnräder bewegten sich unmerklich. Vor ihr weitete sich die Dunkelheit mit dem schimmernden Kreis der Sarkophage im Hintergrund. Arka kniff die Augen zusammen, das Herz schlug ihr bis zum Hals. Allein inmitten der Särge kniete ein Mann und schien sie zu erwarten. Der dreizehnte Erbe? Von Weitem sah sie nur seinen gesenkten Kopf, auf dem eine Nachtrütze saß.

absurdes Detail in der feierlichen Atmosphäre dieses Ortes. Während Arka die Stufen hinabstieg, fragte sie sich bei jedem Schritt, ob ... nach all der Zeit, die sie nun schon suchte ... es sein könnte, dass ...

Als sie am Fuß der Treppe ankam, fühlte sie sich mit einem Mal beklommen. Hatte die Schlange sie zu ihrem Vater geführt? Dem hyperboreischen Magier, der ihre Mutter verlassen hatte?

Der Mann hörte endlich ihre Schritte und hob sein tränenerfülltes Gesicht. Da erkannte Arka ihn. Es war der Basileus.

Sie starteten einander ein paar Sekunden lang an, die Elewin in ihrer fleckigen Tunika und der Herrscher im Nachthemd.

Dann donnerte er:

»Wer bist du? Wie bist du hier eingedrungen?«

Zur Salzsäule erstarrt, sah Arka zu, wie sich der Basileus mit einer Mischung aus Wut und Verzweiflung im Gesicht erhob.

»Du kannst hier nicht hereinkommen«, fuhr er fort. »Niemand kann hier hereinkommen außer mir und meinen Kindern.«

Er schnellte vor und packte ihren Arm. Arka brachte keinen Ton heraus, ihre Kehle war wie zugeschnürt. In seinen Pupillen flackerte Wahnsinn auf, als er sie von oben bis unten musterte.

»Du bist eine Amazone, nicht wahr, du bist eine Amazone? Und du kommst nicht zum ersten Mal hierher, nicht wahr, ein kleines Stück Dreck?«

Er schüttelte sie grob.

»Du hast den Sohn genommen vor fünfzehn Jahren, und jetzt kommst du, um den Vater zu töten!«, brüllte er.

Er stieß sie so brutal von sich, dass Arka hinfiel und ihr Kopf auf den Marmor knallte.

»Na los, bring dein Werk zu Ende! Versuch mir die Gurgel durchzuschneiden, wie du es bei ihnen allen getan hast!« Er deutete auf die Särge.

Arka wich am Boden krabbelnd zurück. Der Basileus hatte den Verstand verloren, er hielt sie für eine der Amazonen, die für den Tod seiner Kinder verantwortlich waren, für eine erwachsene Kriegerin, wo sie doch nur eine dreizehnjährige Elevin war. Ihr Rücken prallte an einen der Sarkophage. Sie musste weg hier.

»Ah, du denkst, ich lasse dich noch einmal davonkommen!«, stieß der Basileus hervor, indem er sich auf die Brust schlug. »O nein, heute gibt es keinen Fluch. Heute wirst du sterben!«

Sie hatte keine Zeit mehr aufzustehen. Er stürzte sich auf sie und umklammerte ihre Kehle mit beiden Händen. Arkas Kopf krachte gegen den Sarg. Ihr Blick verschwamm. Sie spürte, wie sich die Finger des Basileus in ihre Haut gruben. Schwarze Pupillen tanzten vor ihrem Gesicht, die Nachtmütze rutschte zu Boden. Arka streckte ihre Daumen in Richtung der irrsinnigen Augen des Monarchen. Doch der hielt sie mit ausgestreckten Armen von sich. Sie krallte ihre Nägel in den Arm ihres Angreifers, riss Hautfetzen ab, ohne dass sich sein eiserner Griff lockerte. Ihre Brust hob sich, rang verzweifelt nach Luft. Alle magische Kraft hatte sie verlassen, sie war nur noch ein Tier in der Falle, das sich ans Leben klammerte. Ihr Blickfeld verengte sich auf das verzerrte Gesicht des Basileus. Ein Zucken lief durch ihren Körper, ihre Nägel zerfurchten die Hände, die sie erstickten.

Ein Klicken war zu hören. Schon halb bewusstlos, fiel Arka

plötzlich
trug. In
gel akt

Eine
nach H
Saalwa
Die Le

dem S
Schrei
unter c

ich ein, dass sie noch immer
Aten, In ihrem Kampf hatte sie offen

den Ba
seine S
Er atm
nomm

wande
»Wa
ten ...

Ein
Fuppen
Arka

In e
soeben
gen zu

»Wa
Der B
schwa
»Syn

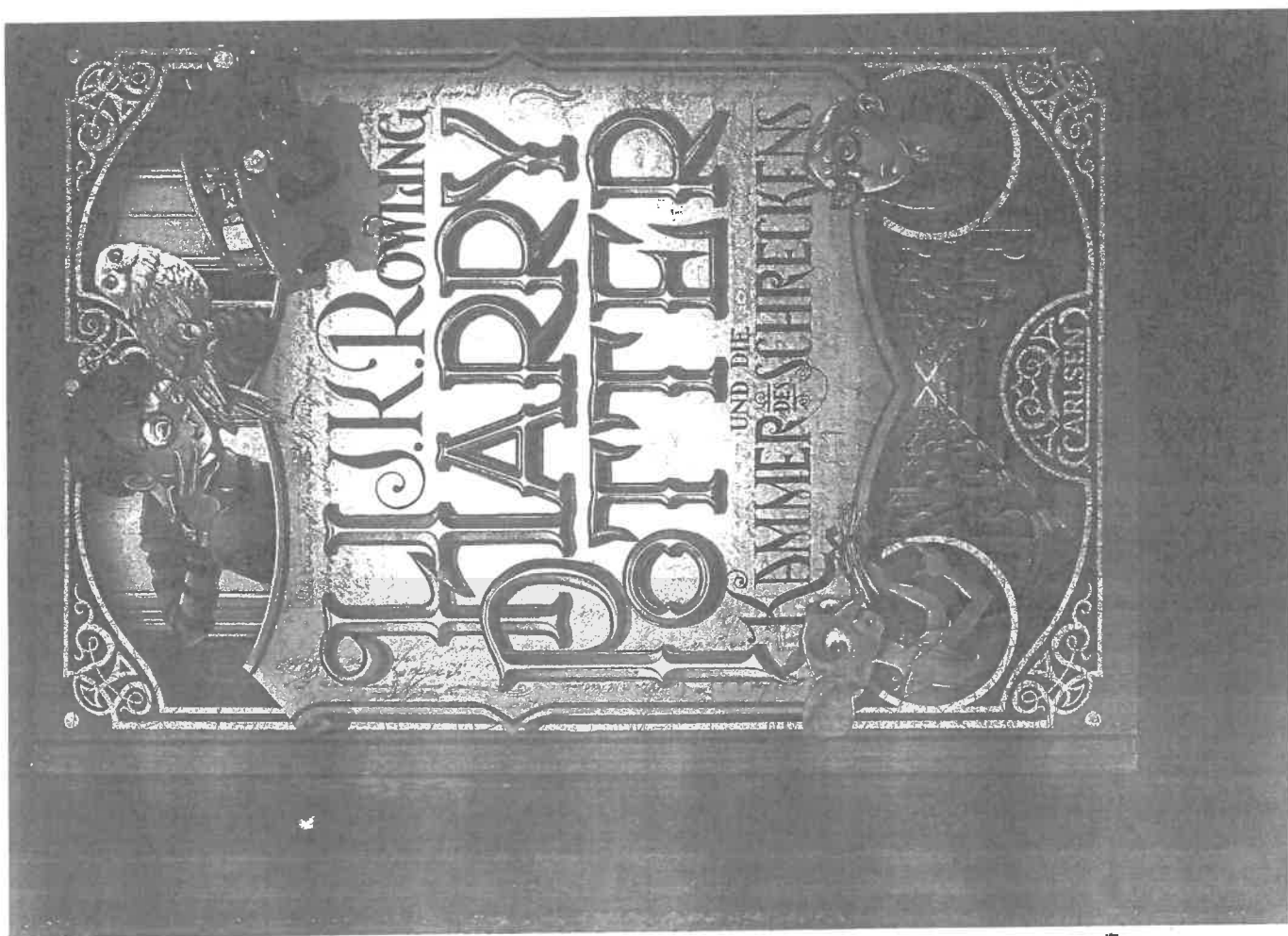
Er
schien

»N
»H
»S
»E

»S
»E
»S
»E

»S
»E
»S
»E

Sophia
HOLZER
2E



ten reinblütigen Familien. Stellen Sie sich die Folgen für Arthur Weasley und sein Gesetz zum Schutz der Muggel vor, wenn sich erwiesen hätte, dass seine eigene Tochter Muggelstämme angreift und tötet ... ein Glück, dass das Tagebuch entdeckt und Riddles Gedächtnis darin ausgelöscht wurde. Wer weiß, welche Folgen das noch gehabt hätte ...»

Mr Malfoy zwang sich zu sprechen.

»Großes Glück«, sagte er steif.

Und immer noch deutete Dobby hinter seinem Rücken erst auf das Tagebuch, dann auf Lucius Malfoy und schlug sich dann auf den Kopf.

Und plötzlich begriff Harry. Er nickte Dobby zu und Dobby wich in eine Ecke zurück und zog sich zur Strafe an den Ohren.

»Wissen Sie, wie Ginny zu diesem Tagebuch gekommen ist, Mr Malfoy?«, sagte Harry.

Lucius Malfoy wirbelte herum.

»Woher soll ich wissen, wie dieses dumme Mädchen da ran gekommen ist?«, antwortete er.

»Weil Sie es ihr gaben«, sagte Harry. »Bei *Flourish & Blotts*. Sie haben ihr altes Verwandlungsbuch vom Boden aufgehoben und das Tagebuch hineingelegt, nicht wahr?«

Er sah, wie sich Mr Malfoy weißes Hände zusammenballten und wieder spreizten.

»Beweis es«, zischte er.

»Oh, keiner wird das können«, sagte Dumbledore und lächelte Harry zu. »Nicht jetzt, da Riddle aus dem Buch verschwunden ist. Andererseits würde ich Ihnen raten, Lucius, nichts mehr von den alten Schulsachen Lord Voldemorts zu verteilen. Sollte noch irgendetwas davon in unschuldige Hände fallen, denke ich, dass Arthur Weasley die Spur zu Ihnen verfolgen wird ...«

Lucius Malfoy stand einen Moment lang reglos da und

Harry sah seine rechte Hand zucken, als ob es ihn nach seinem Zauberstab gelüstete. Stattdessen wandte er sich seinem Hauselfen zu.

»Wir gehen, Dobby!«

Er riss die Tür auf und als der Elf herbeigehumpelt kam, stieß er ihn mit einem Fußtritt nach draußen. Sie konnten Dobby den ganzen Korridor entlang vor Schmerz schreien hören. Harry stand eine Weile reglos da und dachte angestrengt nach. Dann fiel es ihm wie Schuppen von den Augen –

»Professor Dumbledore«, sagte er hastig, »könnte ich bitte dieses Buch Mr Malfoy zurückgeben?«

»Warum nicht, gewiss, Harry«, sagte Dumbledore. »Aber beeil dich. Du weißt, das Fest.«

Harry packte das Tagebuch und jagte aus dem Büro. Von fern hörte er Dobbys leiser werdenden Schmerzensschrei. Hastig und voller Zweifel, ob sein Vorhaben gelingen würde, zog Harry einen Schuh aus, dann die schleimige, dreckige Socke und stopfte das Tagebuch hinein. Dann rannte er den dunklen Gang entlang.

Auf dem Treppenabsatz holte er sie ein.

»Mr Malfoy«, keuchte er und kam vor ihm schlitternd zum Halten. »Ich hab etwas für Sie –«

Und er drückte Lucius Malfoy die stinkende Socke in die Hand.

»Was zum –?«

Mr Malfoy riss die Socke vom Tagebuch, warf sie fort und sah zornig von dem zerstörten Buch zu Harry auf.

»Du wirst eines Tages das gleiche üble Schicksal erleiden wie deine Eltern, Harry Potter«, sagte er leise. »Auch sie waren aufdringliche Dummköpfe.«

Er schickte sich an zu gehen.

»Komm, Dobby. Ich sagte, komm.«

Doch Dobby rührte sich nicht. Er hielt Harrys eklige Socke empor und musterte sie, als wäre sie ein unschätzbares Geschenk.

»Meister hat Dobby eine Socke geschenkt«, sagte der Elf verwundert, »Meister hat sie Dobby gegeben.«

»Was soll das heißen?«, fauchte Mr Malfoy. »Was hast du gesagt?«

»Dobby hat eine Socke«, sagte Dobby ungläubig. »Der Meister hat sie geworfen und Dobby hat sie aufgefangen und Dobby – Dobby ist frei.«

Lucius Malfoy stand wie angefroren da und starrte den Elfen an. Dann stürzte er sich auf Harry.

»Du hast mir meinen Diener gestohlen, verdammter Bengel!« Doch Dobby rief: »Sie dürfen Harry Potter nicht wehtun!«

Es gab einen lauten Knall und Mr Malfoy hob es von den Füßen. Drei Stufen auf einmal nehmend stürzte er die Treppe hinunter und landete als zerknautschtes Bündel auf dem Absatz. Er stand auf, das Gesicht rot vor Zorn, und zückte den Zauberstab, doch Dobby hob einen seiner langen, drohenden Finger.

»Sie werden jetzt gehen«, sagte er, empört auf Mr Malfoy hinunterdeutend. »Sie werden Harry Potter nicht anrühren. Sie werden jetzt gehen.«

Lucius Malfoy hatte keine andere Wahl. Mit einem letzten, hasserfüllten Blick auf die beiden warf er sich den Umhang über und eilte davon.

»Harry Potter hat Dobby befreit!«, sagte der Elf schrill und starrte Harry an; das Mondlicht vom Fenster spiegelte sich in seinen Kugelaugen. »Harry Potter hat Dobby befreit!«

»War das Mindeste, was ich tun konnte, Dobby«, sagte Harry grinsend. »Versprich mir nur, nie mehr mein Leben retten zu wollen.«

Das hässliche braune Gesicht des Elfen teilte sich plötzlich zu einem breiten, zähneblitzenden Lächeln.¹⁾

»Ich hab nur eine Frage, Dobby«, sagte Harry, während Dobby mit zitternden Händen Harrys Socke anzog. »Du hast mir gesagt, all dies hätte nichts zu tun mit ihm, dessen Name nicht genannt werden darf, erinnerst du dich?«

»Es war ein Hinweis, Sir«, sagte Dobby, und seine Augen weiteten sich, als ob das offensichtlich wäre. »Dobby hat Ihnen einen Hinweis gegeben. Bevor der Dunkle Lord seinen Namen änderte, konnte er einfach beim Namen genannt werden, verstanden Sie?«

»Verstehe«, sagte Harry matt. »Nun, ich geh jetzt besser. Es gibt ein Rest und meine Freundin Hermine sollte inzwischen aufgewacht sein ...«

Dobby warf die Arme um Harrys Bauch und drückte ihn.

»Harry Potter ist noch großartiger, als Dobby wusste!«, schluchzte er. »Alles Gute, Harry Potter!«

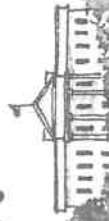
Und mit einem letzten lauten Krachen verschwand Dobby.

Harry war schon auf einigen Festen in Hogwarts gewesen, doch dieses war ein klein wenig anders. Alle waren in ihren Schlafanzügen erschienen und die Feier dauerte die ganze Nacht. Harry wusste nicht, was das Beste war: Hermine, die schreiend auf ihn zugerannt kam, »Du hast es gelöst! Du hast es gelöst!«, oder Justin, der vom Tisch der Hufflepuffs herübereilte, um ihm die Hand zu drücken und sich endlos dafür zu entschuldigen, dass er ihn verächtigt hatte, oder Hagrid, der um halb vier in der Nacht auftauchte und Harry und Ron so heftig auf die Schultern klopfte, dass sie mit der Nase in die Puddingsteller fielen, oder seine und Rons vierhundert Punkte für Gryffindor, die ihnen das zweite Jahr in Folge den Hauspokal einbrachten, oder Professor McGonagall, die ihnen allen verkündete, die Prüfun-

Das magische
Baumhaus

Die Feder der Macht

Mary Pope Osborne



UNTERSTÜTZT VON

Stiftung Lesen

Uros

BOGDANOVIC

2B



Piratenkapitän

Philipp zitterte. Die Luft war kühl, aber die Sonne schien hell. Blattlose Äste bewegten sich im Wind, der um das Baumhaus wehte. Anne hatte ein langes Kleid mit einer Schürze an. Philipp trug ein rotes Unterhemd, darüber ein Baumwollhemd und eine Hose mit Hosenträgern. Sein Rucksack hatte sich in eine Ledertasche verwandelt.

Philipp sah in die Tasche. Sein Notizblock, sein Stift, der Zettel von Teddy und Kathrein und die Flasche mit dem Zaubertrank lagen darin.

„Gut“, sagte er. „Es ist alles da.“

„Wir haben schon mal so ähnliche Kleider getragen“, sagte Anne.

„Ja, als wir vor dem Wirbelsturm in der Prärie geflohen sind“, antwortete Philipp.

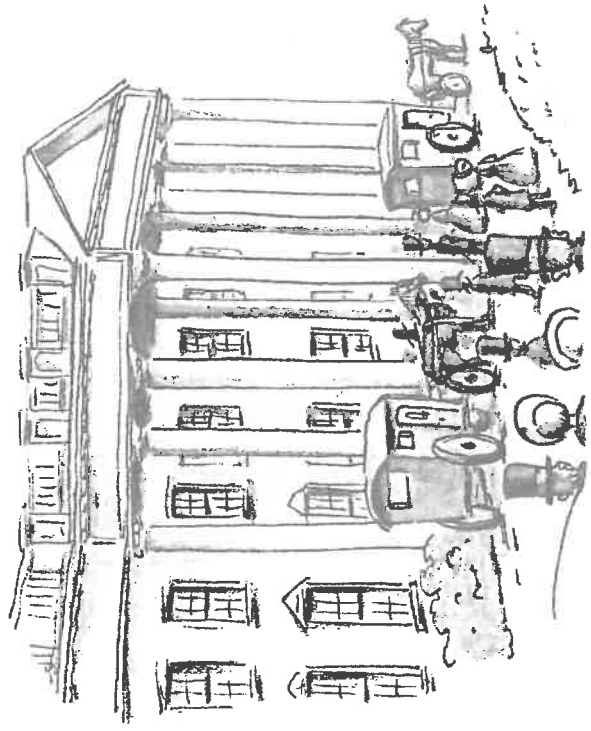
„Stimmt“, sagte Anne. „Sind wir denn in der Nähe vom Weißen Haus?“

Sie sahen aus dem Fenster. Das Baumhaus war in einer Gruppe kahler, sonnen-

beschienener Bäume gelandet. Unter den Bäumen rumpelten Pferdekutschen über einen gewundenen Weg zu einem herrschaftlichen weißen Haus mit großen Säulen.

„Oh, Mann“, flüsterte Philipp.

Das Weiße Haus badete im Sonnenlicht, es war atemberaubend schön. Eine Menschenmenge stand vor dem Haupteingang: Männer in langen schwarzen Mänteln und mit hohen Hüten, Frauen in Reifröcken und Hauben mit großen Schleifen.



„Sieht so aus, als ob heute viele Leute Abraham Lincoln besuchen wollten“, seufzte Anne.

Philipp blätterte durch das Buch, bis er auf ein weiteres Schwarz-Weiß-Foto des Weißen Hauses stieß. Er las laut vor:

Als Abraham Lincoln 1861 Präsident wurde, wurde das Weiße Haus zum Haus aller Bürger des Landes erklärt. Es war nicht nur das Heim des Präsidenten und seiner Familie, sondern es konnte jeder hineingehen. Für Präsident Lincoln war es manchmal schwierig, in seinem Büro im Weißen Haus zu arbeiten, weil so viele Leute durch das Gebäude strömten.

„Jeder kann einfach ins Weiße Haus reinmarschieren und den Präsidenten anschauen?“, fragte Anne ungläubig.

„Das ist verrückt“, sagte Philipp.

„Aber es ist gut für uns“, meinte Anne.

„Scheint so“, antwortete Philipp. „Aber ich will nicht einer von den Besuchern sein, wegen denen der Präsident nicht richtig arbeiten kann.“

„Vergiss nicht“, sagte Anne. „Wir sollen ihm Hoffnung machen.“

„Mit einer Feder, die er uns geben soll“, erinnerte Philipp sie. „Er schüttelte den Kopf, dann holte er den Zettel von Teddy und Kathrein aus seinem Rucksack.“

Das dritte Ding, um den Zauberspruch zu brechen, ist eine einzelne Feder aus der Hand eines Helden. Benutzt sie weise, um ihm Hoffnung zu geben - Hoffnung, die er braucht, um sein Land zu heilen.

„Wie sollen wir es anstellen, eine Feder von ihm zu bekommen?“, fragte Philipp.

„Und wie soll sie ihm dann Hoffnung machen?“

„Am besten machen wir eins nach dem anderen“, entgegnete Anne. „Zuerst müssen wir den Präsidenten finden.“

– „He, Willie! Schau mal!“, rief plötzlich

Niklas
NEUWIRTH
2D

XIII

Ein Schlurfen auf dem Flur

Sie blieben stehen und sahen auf die buntschillernden Flecken.

»Kommt«, sagte Julius. »Aber seid vorsichtig.«

Der Turm, am äußersten Ende gelegen, war stärker gebaut als das Haus. Eine schmale Treppe führte in vielen Windungen hinauf.

»Das ist einmal die Tür gewesen«, sagte Richard und stieß mit dem Fuß gegen ein paar Bohlen, die halb vermodert neben den Stufen lagen.

»Ein feiner Platz, um Schiffe in die Irre zu leiten«, murmelte Georg, während sie hinaufstiegen. »Tim, hör auf mit dem Herumgerenne. Ich falle sonst noch runter. Es ist hier sowieso so eng.«

Als erster stand Julius oben auf der kleinen Plattform und sah über das kornblumenblaue Meer und die von weißem Gischt umrandete Küste. Was für ein atemberaubend schöner Anblick!

Er war so versunken, daß er zusammenschrak, als Georg hinter ihm rief: »Wie herrlich! Wie herrlich! Tiefblauer Himmel, tiefblaue See und schreiende Möwen im Wind.«

»Phantastisch!« murmelte Richard.

Julius warnte: »Lehn dich nicht gegen die Mauer, sie kann nachgeben.«

Er streckte die Hand aus und stieß gegen einen Stein, der sich sofort löste und in die Tiefe fiel.



Hier und da waren große Stücke der Mauer herausgebrochen und hatten breite Lücken zurückgelassen. Als Anne hereinkam, hielt Julius sie vorsichtshalber am Arm fest.

Georg packte Tims Halsband, so daß er ganz steif stehenblieb. »Mit deinen großen Pfoten rührst du hier nichts an, sonst liegst du nämlich, ehe du dich versiehst, da unten.«

»Wahrhaftig, ein feiner Platz«, sagte Richard nachdenklich. »Früher, als es noch Segelschiffe gab, hat man sich bestimmt gerne von dem Licht leiten lassen.«

»Fragt sich nur, wohin«, grinste Julius schwach und

zeigte in die Richtung, in der ein paar besonders hohe Felsen aufstiegen. »Sind das die, die wir von den Höhlen aus sahen?«

»Ja, ich glaube«, meinte Richard. »Aber genau weiß ich es natürlich nicht. Es gibt hier so viele Felsen und Höhlen, daß es schwierig ist, sie auseinanderzuhalten.«

»Ja, und in einer dieser Höhlen muß der sagenhafte Strandräuberweg enden«, überlegte Julius. »Soll ich auch mal erzählen, wie es meiner Meinung nach damals vor sich gegangen ist?«

»Wie denn?« fragten alle.

»Also, in einer stürmischen Nacht gingen die Verbrecher hinauf auf den Turm, zündeten das Licht an und warteten voller Spannung auf ein Schiff. Es kam näher und näher ...«

Georg schauderte. »Die armen Menschen!«

»Also«, fuhr Julius fort, »es kam näher und lief auf die Felsen auf. Und dann gab das Gesindel nach der Landseite hin ein zweites Lichtsignal, ein Signal für den Beobachter in den Hügeln. Und der gab die Nachricht, daß das Schiff zerschellt war, an die anderen Strandräuber weiter.«

»Wie furchtbar«, flüsterte Anne, »wie entsetzlich!«

Julius nickte. »Man kann es sich kaum vorstellen, daß jemand so gemein ist. Und dann sind sie in eine der Höhlen hinuntergegangen und haben dort auf ihre Helfershelfer aus dem Dorf gewartet, und ...«

»Und die sind«, ergänzte Richard, »über den geheimen Strandräuberweg gekommen.«

Eine Weile blieb es still, dann sagte Anne plötzlich:

»Wahrscheinlich war es Jans Urgroßvater, der hier wohnte, denn er hat doch immer das Licht angezündet.«

»Natürlich, das kann stimmen. Und deshalb glaubt Jan auch, daß der Alte heute als Geist die Lampe bedient«, grinste Georg. »Was für ein Blödsinn! Der, der das Licht anzündet, ist genauso lebendig wie wir.«

»Und habt ihr schon daran gedacht«, begann Julius wieder, und seine Stimme sank zu einem Flüstern herab, »daß der jetzt ganz in der Nähe sein kann?«

»Verflixt, ja«, flüsterte Richard und sah sich verstohlen nach allen Seiten um, als könne er jeden Augenblick jemanden entdecken, der sie belauschte.

Doch das unheimliche Gefühl verflog so schnell, wie es gekommen. Es war ja heller Tag und dazu noch strahlender Sonnenschein. Richards Blicke blieben an einem dunklen Fleck auf dem Mauerrand haften. Er beugte sich darüber und schnupperte. »Paraffinöl«, murmelte er. »Seht mal, hier muß die Lampe immer stehen. Hier ist ein Ölfleck, noch ziemlich frisch.«

»Hier ist auch einer«, rief Georg von der anderen Seite, »hier muß also auch eine Lampe gestanden haben.«

»Toll«, sagte Julius erregt. »Die machen es heute noch genauso wie die Strandräuber damals. Geben einmal Signal zum Meer und einmal zum Land.«

»Wenn man nur wüßte, wer es ist«, überlegte Georg. »Glaubt ihr vielleicht, daß er in dieser alten Bruchbude wohnt? Ich nicht. Der kommt bestimmt nur hierher, um die Lampe anzuzünden. Vielleicht ist es einer aus dem Dorf?«

Richard und Julius sahen sich an. Sie kannten jemanden, der nachts unterwegs war. Sie hatten ihn gesehen.

Zweimal sogar!

»Was hältst du von Herrn Wigand?« fragte Richard langsam. »Er könnte es doch sein, wie?«

»Er könnte es gut sein. Aber wenn er mit der ganzen Geschichte etwas zu tun hat, dann ist er der Beobachter in den Hügeln.«

Eine lange Pause entstand. Allen war es unheimlich zu denken, daß der Mann, in dessen Haus sie wohnten, ein Verbrecher sein sollte.

»Wir wissen doch, daß er lügt«, begann Julius von neuem. »Wir wissen, daß er fremder Leute Taschen durchwühlt. Wir haben es ja gesehen.«

»Aber wozu das alles?« fragte Anne ratlos. »Es gibt doch keine Wracks mehr an der Küste.«

»Sie schmuggeln«, erklärte Julius kurz. »Sie warten auf eine dunkle, stürmische Nacht. Keiner hört und sieht sie. Das Schmugglerschiff bekommt ein Signal vom Turm, und ein kleines Boot, ein Motorboot vielleicht, bringt die Ware bis an eine der Höhlen.«

»Und später wird dann der ganze Kram über den Strandräuberweg abtransportiert. Einfach genial!« rief Richard.

»Und daß wir es entdeckt haben, finde ich noch genialer«, sagte Georg triumphierend.

Julius grinste. »Na, na, nicht so überheblich. Schließlich war es ja Jans Großvater, der uns von dem Licht erzählt hat. Außerdem wissen wir noch längst nicht alles. Zum Beispiel, wie die Leute in den Turm gelangen.

135

Ringsherum steht mannshohes Unkraut, vor uns ist bestimmt noch keiner hier gegangen.«

»Ja«, sagte Anne, »Julius hat recht. Nicht eine einzige Brennessel ist geknickt. Es muß einen anderen Weg in das Haus geben.«

»Ich weiß, was das für einer sein könnte«, rief Georg, »ein unterirdischer! Er muß von hier direkt bis in eine der Höhlen führen.«

Die Kinder gerieten in große Aufregung. Diesen Weg mußten sie unbedingt finden.

»Wollen wir nachsehen?« fragte Anne und begann die Wendeltreppe hinunterzusteigen. Doch plötzlich blieb sie wie erstarrt stehen. »Geh doch weiter«, drängte Georg, dicht hinter ihr. Anne sah sie mit großen erschrockenen Augen an.

»Ich habe etwas gehört, ein Geräusch! Es kam von unten.«

Georg drehte sich sofort um. »Julius«, flüsterte sie, »Anne glaubt, daß jemand im Hause ist!«

»Komm zurück, Anne«, befahl Julius leise.

»Sei vorsichtig«, warnte sie. »Vielleicht ist es der Mann mit der Lampe.«

»Er muß ein Biest sein«, fauchte Georg. »Paß bloß gut auf.«

Julius beugte sich weit über das Geländer, konnte aber nichts entdecken. Sie würden unten nachsehen müssen. Oder sollten sie hierbleiben und warten, in der Hoffnung, daß der andere wieder ging?

»Was für ein Geräusch war es denn?« fragte er.

»Es klang wie ein Schlurfen! Möglicherweise ist aber

136

auch nur eine Ratte über den Boden gehuscht«, überlegte Anne. »Irgend so ein Geräusch war es jedenfalls.«
»Wir können uns ja erst einmal auf die Treppe setzen«, sagte Richard, »und aufpassen, ob wir es wieder hören.«

Sie setzten sich und lauschten. Sie hörten den Wind und das Schreien der Möwen um den Turm. Sonst nichts.

»Es wird doch nur eine Ratte oder ein Kaninchen gewesen sein«, flüsterte Julius.

Anne nickte. »Wahrscheinlich.« Sie kam sich ziemlich dumm vor. »Was sollen wir denn nun machen? Hinuntergehen?«

Julius stand auf. »Bleib du bei den Mädchen, Richard. Ich gehe mit Tim voran. Falls sich da jemand rumtreibt, wird er nicht sehr begeistert sein, wenn er unseren Alten sieht. Und Tim wird es mit ihm auch nicht anders ergehen. Wenn es nicht doch ein Kaninchen ist«, fügte er grinsend hinzu.

In diesem Augenblick hörten sie es alle. Ein schlurfendes Geräusch aus der Tiefe. Genau, wie Anne es beschrieben hatte. Dann Stille.

»Er ist gegangen!« Julius rannte die Treppen hinab. Atemlos sahen die anderen ihm nach.

»Wenn er nur vorsichtig ist«, flüsterte Anne. »Wer weiß, was ihn da unten erwartet!«